

Die kleine Reportage

Autor(en): **Keiser, Lothar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

durch die Hintertüre der Duden-Redaktion doch einmal kodifiziert auftraten, sehr oft mit spitzfindiger Begründung. Daß der Duden soundso viele Kleinigkeiten auf kaltem Weg erledigt, das heißt so oder anders drucken läßt, ist seine legitime Aufgabe im Hinblick auf Leute, deren Sprachgefühl versagt, sobald sie die Zone der individuellen Freiheit betreten. Wenn die Jagd nach Regeln mit kleinstem Wirkungskreis nur nicht zugleich den Aberglauben befördert hätte, an der <Beherrschung> solcher Bagatellen erkenne man den Meister!

Seit etwa 1920 sind so gut wie alle Reformvorschläge von der Überzeugung getragen, unsere heutige Orthographie sei zu schwierig. Das Argument läßt sich nicht niederschlagen mit dem Hinweis, es stamme aus Lehrerkreisen und diene folglich einem durchsichtigen Zweck. Die Duden-Redaktion selber war Mitte der dreißiger Jahre so freundlich, ungewollt den Beweis für die Stichhaltigkeit der Klage zu erbringen, als sie nämlich der 11. Auflage ihrer <Rechtschreibung> eine Preisaufgabe mit auf den Weg gab, <Hilde Müllers Tagebuch>, das an die vierzig Fehler enthielt; das geneigte Publikum war eingeladen, sie zu suchen. Das Echo blieb nicht aus: rund fünfzehntausend Leser sandten ihre Lösungen ein, und nicht ein einziger fand alle Fehler (oder treffender: alles, was der Duden damals grad für fehlerhaft erklärte). Eindrücklicher war die Lage auf dem <orthographischen Markt> nicht zu illustrieren, und da konnte kein Lamento über schwindendes Sprachgefühl, auch kein versteckter Vorwurf an die Adresse bequemlich gewordener Lehrer über die Tatsache hinwegtäuschen, daß das Regelbuch selber das Maß des sprachlich Reglementierbaren überschritten hatte. Man hat es inzwischen eingesehen und in den jüngsten Auflagen merklich zurückbuchstabiert, entweder indem bei schwankendem Gebrauch jetzt beide Schreibweisen oder gleich noch eine dritte als erlaubt bezeichnet werden, nicht selten aber auch, indem nun falsch sein soll, was vor zwei Jahrzehnten noch allein richtig war. So ist zwar den Reformfreunden eine Waffe aus der Hand gewunden, aber nicht die Frage geklärt, ob sich die weiterdauernden Unsicherheiten durch neue Grundregeln beseitigen ließen.

(Schluß folgt)

Wir nehmen uns nicht ernst, wir nehmen uns nur wichtig.

R. N. MAIER

Die kleine Reportage

Lothar Keiser, Neuallschwil

Als unser Schulhaus vor sechzig Jahren gebaut wurde, ahnte wohl noch niemand, daß sich später über das staubige Sträßchen vor dem Schulhaus ein gewaltiger Verkehr abwickeln werde. Heute brausen darüber die vielpferdigen <Fuhrwerke> der Neuzeit mit sehr unterschiedlicher Phonstärke. Alle sechs Minuten rumpelt die Trambahn vorbei; dazwischen kreischen Bremsen, hupt die Feuerwehr oder Polizei, schnurrt ein gemütlicher <Döschwo>, knattert ein Florett, zischt eine Caravelle über die Dächer, schreien Kinder vom nahen Kindergarten, und dann klingelt wieder die Trambahn vorbei.

Da soll man Schule halten! Man könnte ein seitenlanges Lamento darüber loslassen.

Was tun? Ausziehen? Schimpfen? Gehässige Briefe an Behörden schreiben? Sich täglich ärgern, bis uns ein Magengeschwür ins Spital bringt? Nein!

Dieser gehetzte Betrieb auf der nahen Straße vor dem Fenster ergibt prächtige mündliche Sprachübungen. Täglich, in einem günstigen Augenblick, zwischen zwei Arbeiten, nach der Pause, bei erhöhtem Lärm usw. schicke ich einen Schüler ans Fenster mit dem Auftrag: «Reportiere!» Er soll uns das Geschehen auf der Straße möglichst wahrheitsgetreu, sprachlich korrekt und ohne viel <machen>, <fahren> und <gehen> schildern.

Anfänglich tönt das in einer fünften Primarschulklasse unbeholfen, etwa so: «Eine Frau geht auf der Straße. Sie hat einen Kinderwagen. Das Kind schreit. Ein Lastwagen fährt vorbei. Er hat Gemüse bei sich. Im Tram sind wenig Leute. Fräulein X. geht vorbei. Sie hat ein gelbes Kleid an.» Am Nebenfenster kontrolliere ich mit einem Blick auf die Straße das Erzählte. Nach ein bis zwei Minuten brechen wir ab. Die Mitschüler loben und kritisieren, fragen den Reporter noch aus, und wir suchen gemeinsam bessere Ausdrücke.

Nach einiger Übung werden die Reportagen schillernder und farbiger, sogar stark gehemmte Schüler sind plötzlich eifrig dabei. In einem späteren Stadium lautet unsere Reportage: «Eine weiß gekleidete Frau stößt einen Campingwagen. Das Mädchen schreit, weil es wahrscheinlich nicht mehr im

Wagen sitzen möchte. Jetzt verdeckt ein schwerer Saurer-Lastwagen die Sicht. Auf der Ladebrücke sind Salatharassen aufgestapelt. Die Trambahn ist halb leer. Fräulein X. eilt im Laufschrift zur Tramstation. Ihr gelbes Sommerkleid flattert im Wind.» Wir erreichen mit diesen beliebten Reportageübungen viel:

1. Der Hexenkessel vor dem Fenster wird <entteufelt>; denn der Reiz des verbotenen Hinausschauens fällt weg.
2. Psychologisch gesehen realisiert mit der Zeit nur noch das Unterbewußte die akustischen Reize, und wir können uns freier und gelöster an das Bewußte, an die Aufmerksamkeit der Schüler wenden.
3. Viele Hemmungen fallen weg. Jeder Schüler weiß sicher etwas zu erzählen, weil er vieles sieht.
4. Die Schüler beobachten, lernen etwas genauer anschauen, sich treffend ausdrücken, ein Signalement behalten usw. Die Früchte dieser Übungen ernten wir vor allem im Aufsatzunterricht.
5. Wir haben alle den unvermeidbaren und stets zunehmenden Lärm so gut als möglich bewältigt, regen uns weniger auf, was allen zugute kommt.

Die Bevölkerung der USA *

Willi Sidler, St. Michael, Zug

II. Neger

A. Der Neger bricht aus dem Süden aus.

In den Staaten des <tiefen Südens> (Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Nord- und Süd-Carolina) sind mindestens ein Viertel der Bevölkerung Neger. In den angrenzenden Staaten 6–22%. Doch ist seit dem Ersten Weltkrieg eine deutliche Abwanderung festzustellen. Gründe:

* Siehe <Schweizer Schule> Nr. 9 vom 1. September 1963.

1. Im Ersten Weltkrieg wurden die Weißen als Soldaten eingezogen, in den Fabriken des Nordens fanden die Neger als (ungelernte) Arbeiter Stellen. Die Gewerkschaften erreichten, daß man ihnen die gleichen Löhne zahlte wie den Weißen. So war auch ein wirklicher Aufstieg der Neger möglich.

Man schätzt die Zahl jener, die zwischen 1910 und 1940 in den Norden abwanderten, auf 2 Millionen. Zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg soll in der Rüstungsindustrie der Anteil der Neger-Facharbeiter von praktisch null auf 1 Million gestiegen sein.

2. Im Zweiten Weltkrieg ergoß sich nochmals eine Welle nach dem Norden, Osten und Pazifikgebiet. Es wurden ungefähr 1 Million Neger in der Rüstungsindustrie beschäftigt.

3. Als man auf den Baumwollpflanzungen (hier arbeiteten die Neger vor allem) Maschinen auch bei der Ernte verwenden konnte, mußten Hunderttausende eine andere Beschäftigung suchen.

Bundesdistrikt Columbia (Hauptstadt Washington) gehört eigentlich zum Süden, soll aber doch hier angeführt werden:

Anteil der Neger an der Gesamtbevölkerung:

1930	1950	1955	1960
27%	35%	44%	57%

Die Neger verrichten hier nicht nur Arbeiten in untergeordneter Stellung, vielmehr haben sie in Washington ihren kulturellen und politischen Mittelpunkt.

Tabelle 5 Abnahme der Negerbevölkerung in einzelnen Südstaaten. (Vergleiche Tabelle 1.)

Anteil Neger an Gesamtbevölkerung	1910	1920	1930	1940	1950	1960
Mississippi	56 ca.	52 ca.			45	42
Alabama		38 ca.			32	30
Georgia		42 ca.			30,9	28,5
South Carolina			46 ca.		38,8	34,8
In den Südstaaten wohnten	1900	1920	1940	1950		
	89,7%	85,2%	77%	68%	aller Neger der USA	